

FRITZ SCHWEINSBERG
SINGEN UND SPRECHEN IM GOTTESDIENST



FRITZ SCHWEINSBERG

SINGEN UND SPRECHEN
IM GOTTESDIENST

1948

F. H. KERLE VERLAG · HEIDELBERG

Fritz Schweinsberg, geb. 17. 3. 1896 in Wuppertal-Vohwinkel



1968/727

CNB 003

Lizenz Nr. 22

Wilhelm Rühling / F. H. Kerle Verlag / Heidelberg

Alle Rechte vorbehalten

Copyright 1948 by F. H. Kerle Verlag, Heidelberg

Satz und Druck: Heidelberger Gutenberg-Druckerei GmbH.
4000, Juni 1948

WAS WIR WOLLEN

Für uns ist das „Singen und Sprechen im Gottesdienst“ nicht ein akademisches, sondern ein seel-sorgliches Problem. Deshalb möchten wir darüber nicht nur mit Fachleuten und Priestern (für diese ist das Buch erschienen: F. Schweinsberg, Stimmliche Ausdrucksgestaltung im Dienste der Kirche, Kerle Verlag, Heidelberg 1946), sondern mit allen ins Gespräch kommen, denen gutes Singen und Sprechen im Gottesdienst ein wirkliches Anliegen ist. Es geht uns dabei — vielleicht ist es nicht überflüssig, auch das noch zu bemerken — nicht darum, daß eine bestimmte Richtung sich durchsetzt, sondern für uns handelt es sich um die natürlichen Voraussetzungen und zugleich um die beste Art und Weise, die man für Gebet, Wort und Gesang wählt, damit sich der Einzelne und die Gemeinde ganz frei und unbeschwert zu Gott erheben und von ihm auch „ergriffen“ werden können.

Unser Singen und Beten im Gottesdienst muß N a - t ü r l i c h k e i t atmen und Außenstehende durch dieses untrügliche Kennzeichen wahrer Übernatur von der Echtheit, Geradheit und unverbogenen Größe derer überzeugen, die sich hier zusammengefunden haben, um in einem atheistischen Zeitalter Gott zu ehren. Pater Lacordaire sagt einmal: „Sehet euch vor, daß ihr das Natürliche nicht verliert, indem ihr das Übernatürliche sucht“. — Wir glauben, daß uns Heutigen — wenn wir diesen Maßstab an unser Singen und Sprechen im Gottesdienst anlegen — das Natürliche weit-hin verloren gegangen ist.

Greifen wir es doch kurz entschlossen und mit vereinten Kräften wieder-auf, um dann so sicherer das Übernatürliche für uns und andere zu gewinnen.

Walberberg, im Sommer 1948.

P. Dr. Wunibald Brachthäuser.

SINGEN UND SPRECHEN IM GOTTESDIENST

Romano Guardini schrieb einmal: „Gewiß ist Gottes Gnade selbstherrlich; sie braucht weder Natur- noch Menschenwerk, um eine Seele zu heiligen. Aber für die Regel und die Allgemeinheit will er, daß alles, was der Mensch an guten, edlen Natur- und Kulturgütern besitzt, der Religion zur Verfügung gestellt werde und so dem Reiche Gottes diene.“¹

Zu den hier gemeinten „edlen Natur- und Kulturgütern“ gehört in erster Linie die menschliche Stimme als geistigstes aller Körpervermögen. Singen und Sprechen sind unsere wichtigsten Ausdrucksmittel bei der Gottesdienstgestaltung; Gesang und Sprache beherrschen die ganze Liturgie. Sie gehören zum sog. „cultus externus“, d. i. jenem sinnlich wahrnehmbaren gottesdienstlichen Geschehen, von dem die Moraltheologen lehren, daß es mehr zur Erbauung der Gläubigen als zur eigenen Erbauung da sei, vor allem, daß es niemals irgendwie abstoßend wirken dürfe.²

Das verpflichtet, und danach sollten sich die Maßstäbe ergeben, die für das kirchliche Singen und Sprechen sowohl im Lehr- wie im Gebetsgottesdienst anzulegen sind. Selbstverständlich sind diese nicht eigentlich künstlerischer Art im engeren Sinne, aber sie müssen doch über das Alltägliche, Lässig-Gewohnheitsmäßige insofern hinausreichen, als dienende Kunst der natürlichen Anlage das Siegel der Gesundheit und Schönheit aufdrückt.

¹ Vom Geist der Liturgie. (Ecclesia orans Bd. I S. 23).

² Vgl. Prümmer, Manuale theologiae moralis Bd. II Nr. 327.

I.

Das Singen

Wir wollen uns hier zunächst mit dem kirchlichen Gemeinschaftsgesang befassen, weil er als Ausdrucksmittel der Allgemeinheit seinem Wesen nach dem liturgischen Geschehen am nächsten steht: Singen bedeutet gegenüber dem Sprechen immer eine Lebenssteigerung; man sagt auch, Singen sei das Feiertagsgewand der Sprache.

Der gemeinschaftliche Volksgesang kann seine Aufgaben (besonders die Stärkung des Gemeinschaftsgefühls) nur erfüllen, wenn wirklich „gut“ gesungen wird. Und was gehört dazu? — Kurz gesagt: Wir müssen die Gemeinschaft, jung und alt, Männer und Frauen, zum frohen begeisternden Mitsingen bringen, und zwar indem wir es allen so leicht wie möglich machen.

Zunächst müssen die Lieder nach Text, Melodie und Rhythmus eingeübt werden. Das erreicht man am zweckmäßigsten auf ganzheitspsychologischem Wege, d. h. durch Vorsingen und Mitsingen und nicht etwa nur durch Vorspielen auf Instrumenten. Darüber dürfte kein Zweifel sein. Daß aber letztlich die Wahl der physiologisch richtigen Tonlage für die Gesamtwirkung ausschlaggebend ist, wird heute leider — auch von guten Musikern — weithin noch immer verkannt. Wir können in diesem Rahmen die stimmphysiolo-

gischen Gesetze nicht erläutern, die für die „Lage“ der Lieder bestimmend sein müssen, und die sich nie ungestraft mißachten lassen. Wir erinnern nur daran, daß hinsichtlich der toten Instrumente kein Musiker an der Instrumentenkunde vorbeikommt und daß beim geistnächsten, vollkommensten aller Instrumente, bei der menschlichen Stimme, noch viel unabweisbarere Gesetzlichkeiten herrschen!

Der erfahrene Kirchenmusiker Kreitmair nannte die Hauptfeinde guten Singens einmal „Schreien, Schleppen, Detonieren und improvisiertes Mehrstimmigens“³. Für den Stimmphysiologen sind diese Übel nichts anderes als eindeutige Kennzeichen für eine physiologisch unrichtige und daher unbequeme Lage. Man braucht noch nicht einmal sehr aufmerksam hinzuhören, wenn man erfahren will, wie das Volk sogar bei sehr beliebten Liedern sich zu den Lagen verhält, in denen die Organisten spielen: Die einen singen, wenn es in die Höhe geht, so tapfer, daß ihnen die Halsadern anschwellen, sie „forcieren“ oder schreien, weil eben sonst „die Höhe nicht kommt“; dann sind sie oftmals gezwungen, vor großen Melodiesprüngen — selbst innerhalb eines Wortes — Atempausen einzulegen (z. B.: „meinem Gott a-llein will geben...“). Dadurch verschleppen sie notgedrungen das Zeitmaß und fangen infolge unausbleiblicher Ermüdung recht bald an, sehr unrein zu singen. Die anderen fühlen, daß sie es auch so nicht schaffen können, und helfen sich durch streckenweises Stegreif-Tiefersingen. Wenn es eine Oktav ist, geht das ja

³ Auf der Diözesantagung der Cäcilienvereine in Köln am 10. 11. 1940.

noch, — aber meistens werden dann sogar harmo-
niefremde Stegreiftöne gesungen, die den Gesamt-
klang empfindlich stören und das allgemeine Ab-
sinken und Schleppen so fördern, bis endlich das
Ganze auseinanderklafft. Eine dritte Gruppe —
vielleicht sind es gerade die Musikalischen — zieht
es dann vor, lieber ganz zu schweigen. Häufig sin-
gen nur noch Frauen und Kinder. Alles Schreien,
Schleppen, Detonieren und Improvisieren hört aber
auf, wenn man Tonlagen wählt, in denen solche
Selbsthilfemaßnahmen nicht herausgefordert wer-
den.

Die Lieder werden durchweg viel zu hoch into-
niert und begleitet — nicht nur in der Kirche, son-
dern auch im weltlichen Bereich. 1906 hat der
Stimmfacharzt Prof. Dr. Gutzmann schon an das
Kultusministerium geschrieben, was in dieser Be-
ziehung beim Schulgesang geleistet werde, grenze
an groben Unfug. Und der Stimmbildner Prof. Neu-
mann klagte immer bitter darüber, daß es ihm in
seiner 40jährigen Praxis nie gelungen sei, eine Be-
sprechung dieses wichtigen Themas bei Kirchen-
musiker-Tagungen zu erreichen.* Es herrscht dafür
eine eigenartige innere Taubheit. Und doch kann
man sich jeden Tag davon überzeugen, daß physio-
logisch richtig intoniert wird, wenn kein Instru-
ment vorhanden ist, auf dem die „notierte ge-
bräuchliche“ Tonart angegeben wird. Wir haben
gelegentlich mancher Sitzungen des verflrossenen
Reichstages, wo in der Kroll-Oper das Deutsch-
landlied ohne Begleitung angestimmt wurde, an
Hand von Schallplattenaufnahmen festgestellt, daß

* Vgl. Der Stimmwechsel. Breslau 1934, S. 44.

dort — also auch bei höchster Begeisterung und Spannung — immer die Tonart Des oder D frei gewählt wurde, während die Musiker durchweg in F zu spielen pflegen. Weiter haben wir in mehr als hundert Fällen während der Gemeinschaftsmessen im Rahmen unserer Walberberger sozial-ethischen Kurse die „spontan“ gewählten Tonarten der Lieder nachgemessen — und nicht ein einziges Mal „physiologisch unrichtige“, dafür aber stets von der „gebräuchlichen“ Tonart abweichende Lagen gefunden. Diese und ähnliche Versuchsreihen sprechen für sich. Bitte, machen Sie folgende Proben: Stimmen Sie „Großer Gott, wir loben Dich“ wie gebräuchlich in G an; der größte Teil des Liedes bewegt sich dann in einer Lage, die von der Mehrzahl der Stimmen mit verengtem und hochgestelltem Kehlkopf hervorgebracht wird. Das Lied geht dann bis e¹ (für Frauen e²), ein Ton, den die meisten Leute nur noch zu schreien oder zu fisteln vermögen, und es bietet sich kaum eine Gelegenheit zu einer Entspannung, weil nur zweimal kurz fis (fis 1) berührt wird. Läßt man in F singen, so geht es schon etwas besser, in E aber wird man alle Stimmen, Männer wie Frauen und Kinder gut mitbekommen, weil sie dann nur bis cis¹ in die Höhe müssen und bis dis abwärts. Ebenso wird das beliebte Sakramentslied „Deinem Heiland, deinem Lehrer“, das gewöhnlich in Es gesungen wird, in C bedeutend an Klangfülle gewinnen und viel mehr Leute als sonst zum mühelosen Mitsingen bringen, weil es sich dann in der für jede Stimme bequemen Lage von c bis c¹ (c¹—c²) bewegt. Das sind die Auswirkungen der stimmphysiologischen „Indifferenzlage“, d. h. der wichtigen Tat-

sache, — auf die hier nicht näher eingegangen werden kann, — daß bei ruhigem Sprechen die (gesunden) Männerstimmen in dem Bereich von A—e (109—163 Hz), die Frauen- und Kinderstimmen von a—e¹ (218—326 Hz) sich bewegen.

Wenn Musiker dagegen den sog. „Stimmungscharakter“ der Tonarten ins Feld führen wollen⁵, so seien sie zunächst auf das hingewiesen, was im Fachschrifttum z. B. Müller-Freienfels⁶ und Auerbach⁷ darüber gesagt haben. Überdies dürfen sie nicht vergessen, daß im „Kunstgesang“ vielleicht noch vertretbare Möglichkeiten keinesfalls auf unsere Volks- und Kirchenlieder zutreffen, da sie ja keine Kunstschöpfungen im eigentlichen Sinne sind, und daß Gemeinschaftsgesang sich in dieser Hinsicht nach anderen Gesetzen richten muß als das Musizieren mit toten Instrumenten. Man schiebe nur einmal alle von der Macht der Gewohnheit diktierten Vorurteile und das rein instrumentale Denken beiseite und mache — ohne vorher viel darüber zu reden — den Versuch! Wir haben ihn noch niemals fehlschlagen sehen. Wir konnten nur stets beobachten, daß die Gemeinde sofort durch volleres, lebendigeres Mitgehen antwortete, daß also, rein klangästhetisch, eine ganz andere Wirkung erzielt wurde, wenn man das Singen so leicht wie möglich machte. Man kann ohne jede Gefahr die Gemeinsamkeit der Stimmen bis zu einem gelegentlich vorkommenden B oder gar A

⁵ Vgl. Vorwort in Cohens Orgelbuch von 1930.

⁶ Psychologie der Musik. Berlin 1936, S. 110 f.

⁷ Grundlagen der Musik. Leipzig 1911, S. 60. Vgl. auch den 1852 schon geschriebenen Aufsatz von W. H. Riehl „Das musikalische Ohr“ in: Kulturstudien aus 3 Jahrhunderten. Stuttgart 1862, S. 80—101.

abwärts führen, wie die „Spontanversuche“ es bestätigten. Und wenn nun jemand meint, das würde nicht „klingen“, und hält eine immer gefährvolle geknödelte, gefstelte oder geschriene Höhe für schöner, um eine bequeme, aber resonanzgesättigte Mittellage als „Requiemston“ abzutun, dann gibt er dadurch eine traditionelle Selbsttäuschung zu erkennen, oder er beweist, daß sein klangästhetisches Gehör auf dem Wege über physiologische Unkenntnis verschroben worden ist. Ein etwas „Dunklerwerden“ der Lieder kann der Organist, wenn er es für nötig halten sollte, durch hellere Register und gegebenenfalls auch durch ein bewegteres Zeitmaß ausgleichen.

Wenn Neuauflagen von Lieder- und Orgelbüchern veranstaltet werden, ist nichts dringender zu wünschen, als daß neuzeitlich geschulte Stimmfachärzte — und nicht nur Musiker — über die am leichtesten singbaren Lagen befragt werden! Die „Grundsätze und Regeln zur Herstellung und Pflege eines guten Volksgesanges“, die Koenen 1884 einmal veröffentlichte⁸, mögen damals gut gemeint gewesen sein, aber er kannte ja unsere neuzeitliche Stimmphysiologie noch nicht. Wie auf manchem anderen Gebiete, so müssen wir auch hier aus den alten, ausgetretenen Bahnen heraus.

Für die Gregorianik, auf die hier nicht näher eingegangen werden soll, gelten grundsätzlich die gleichen Erwägungen. Alle klanglichen wie ausdrucksmäßigen Forderungen werden auch da am sichersten und leichtesten erreicht, wenn in physiologisch richtigen Lagen gesungen wird. Lei-

⁸ Gregorius-Blatt von 1884, S. 84 ff.

der hört man — obschon bei uns in Deutschland die Baßstimmen mit mindestens 83 Prozent vorherrschen⁹ — aber durchweg stark überhöhte, ins Künstlich-Tenorale verschrobene Lagen, deren Unnatur obendrein noch für „fromm, innig oder sakral“ gehalten wird. Das soll kein Werturteil über die Person solcher Sänger sein. Neumann spricht in dieser Beziehung von falschen Gewohnheiten, die er zu erklären sucht aus einer „gewissen Eitelkeit, gern hoch singen zu wollen“¹⁰. Dabei bleibt zu bedenken, daß die Gnade nur die Natur zur Übernatur erhebt, — nicht die Unnatur! Im Grunde genommen gleiche Verschrobenheiten werden wir weiter unten bei der Behandlung des „tonus rectus“ finden, und ähnliche lassen sich auch in der bildhaften Ausdrucksgestaltung erkennen; man denke nur an den unnatürlich süßen Kitsch mancher Heiligenbilder und Gipsfiguren!

II.

Das Sprechen

Während beim Gesang die Gegebenheiten verhältnismäßig einfach liegen, sind die Schwierigkeiten beim Sprechen erheblich größer, wenn auch für den hier gestellten Rahmen nur nachgestaltendes Sprechen in Frage kommt, d. h. ein Sprechen von im Schriftbild festliegenden Gebets- oder sonstigen Texten — also Vorlesen — im Gegensatz zur priesterlichen Predigt.

⁹ Vgl. Sitzungsbericht der Preuß. Akademie der Wissenschaften vom 16. 2. 1922.

¹⁰ Priester und Stimme. Einsiedeln-Köln. 1939, S. 14.

Daß es um das Lesen bei unserem Gottesdienst im allgemeinen recht schlecht steht, ist eine nicht nur von Fachleuten, sondern auch von weiteren Kreisen oft bedauerte Tatsache. Gewiß hört man hier und da einmal wirklich gutes Vorlesen und Vorbeten, und das führt dann leicht zu den Fehlschlüssen, gutes Vorlesenkönnen sei ein seltener Sonderfall von Begabung, oder aber schlechtes Lesen beruhe nur auf Nachlässigkeit. Um zu zeigen, daß das nicht stimmt, müssen wir allerdings etwas weiter ausholen.

Cicero und Quintilian haben schon im Altertum über schlechtes Vorlesen geklagt. Und besonders seitdem Wilhelm v. Humboldt uns das Wesen der menschlichen Sprache in der Unterscheidung von „ergon“ und „energeia“ zeigte¹¹, begann man die Mängel unserer hergebrachten Lesemethoden zu erkennen und bemüht man sich bereits um eine neue Leselehre. Jedenfalls steht heute fest, daß der allgemein übliche Leseunterricht den meisten Kindern ihren natürlichen Sprachausdruck verdarb, und daß viele Vorlesehemmungen sachlich zuin-
erst im Wesen der Buchstabenschrift — besonders der Druckschrift — begründet sind, und andererseits, daß man diesen Hindernissen sehr wohl beikommen kann. Die neuzeitliche Sprecherziehung zeigt uns klar, daß gutes Vorlesen — wenn auch bei gradmäßiger Verschiedenheit — ein Ergebnis von Einsichten und Übungen ist, die es früher nicht gab, oder die mit unzureichenden Mitteln vorge-

¹¹ In der Einleitung zu seinem 1836 erschienenen Kawi-Werk.

nommen wurde. Die synthetischen Lesemethoden haben heute der Ganzheitsmethode Platz gemacht, die sicher zum „Ausdrucks- oder Sprechlesen“ führt. (Das mag sich hier im Augenblick etwas wissenschaftlich ansehen, weiter unten werden diese Unterscheidungen jedem Leser klar werden.)

Wenn wir nun unser kirchliches Lesen verbessern wollen, dann dürfen die verantwortlich Berufenen an der neuen Leselehre nicht so achtlos vorübergehen, wie es leider bisher geschehen ist, und sie dürfen vor allem nicht — wenn auch im guten Glauben — Dinge ins Werk setzen, die das Übel nur noch vergrößern helfen.

Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, eine vollständige theoretische und praktische Einführung in die Leselehre zu geben, dafür müssen wir auf das Fachschrifttum verweisen¹². Wir wollen nur einige Richtlinien skizzieren, um zu zeigen, wo die Hebel anzusetzen sind.

a) Das Ausdrucks- oder Sprechlesen

Wir Menschen verständigen uns durch die gesprochene und gehörte Sprache, die W. v. Hum-

¹² Vgl. Kern: Lesen und Lesenlernen. Freiburg 1937, 2. Aufl. (mit reichhaltigen Schrifttumsangaben.) Kern und Straub: Mit der Ganzheitsmethode durchs erste Schuljahr. Freiburg 1932. Christians: Sinngestaltendes Lesen nach den Grundsätzen der Sprecherziehung. Darmstadt 1934. Sprenger: Sprich und lies ausdrucksvoll. Münster 1939. Roedemeyer: Vorlesen, Handbuch für den Deutschunterricht. Langensalza 1938. Drach: Sprecherziehung. Frankfurt 1941. 8. Aufl. S. 131—155. Esser: Deutsche Sprecherziehung. Bonn 1939, S. 217—236. Koch: Fröhliche Arbeit in der Grundschule. Witten-Ruhr 1948.

boldt in ihrer Schallform als „energeia“ bezeichnete. Da diese Schallform aber etwas sehr Unbeständiges, im Augenblick Vorübergehendes ist, fanden und erfanden die Menschen etwas Dauerhaftes, um den flüchtigen Klang der gesprochenen Sprache in Zeichen festzuhalten; so entstand das „Schriftbild der Sprache, das W. v. Humboldt als „ergon“ benannte. Alles Geschriebene oder Gedruckte ist demnach eigentlich nur ein Umweg oder Ersatzweg menschlicher Verständigung, und die Schrift hat wesentlich mit der Sprache nicht mehr zu tun, als ihr durch sichtbare Sinnbildzeichen so gut wie möglich zu dienen. Die Schallform ist also etwas Lebendiges, das Schriftbild dagegen etwas Totes, das niemals der gesprochenen Sprache vollkommen entsprechen und ihre Wirkungstiefe erreichen kann. So kommen wir zu dem Begriff „Schriftbildarmut“!

Wie tiefgreifend diese wesentlichen Unterscheidungen sind, versteht man erst, wenn man beachtet, daß die gesprochene deutsche Sprache in auffallendem Gegensatz zu anderen Sprachen gattungsmäßig eine Sinn-Betonungssprache ist. Folgendes einfache Beispiel möge das verdeutlichen: Wenn wir den Satz hierher schreiben „Das Buch gehört mir“, dann ist das ein Schriftbild, ein ergon, und bedeutet noch nicht mehr als eine Aussage über ein Buch und über dessen Besitzverhältnis. Was wir eigentlich mit dem Satz sagen wollen, wird nach dem Schriftbild noch gar nicht klar. Wenn wir aber nun das an sich tote Schriftbild in die lebendige Schallform „verklanglichen“ — mit anderen Worten: wenn wir es laut lesen —, dann

können wir, je nachdem was wir eigentlich ausdrücken wollen, folgende „Sinntonträger“ betonen:

1. Das **Buch** gehört mir (nicht das andere Buch da).
2. Das **Buch** gehört mir (nicht das Heft).
3. Das Buch **gehört** mir (ich habe es nicht geborgt).
4. Das Buch gehört **mir** (nicht dir).

So erhält dieser einfache Satz in der Schallform durch den jeweiligen „sprecherischen Akzent“ einen vierfach verschiedenen Sinn, und wir erkennen, was unter „Ausdrucks- oder Sprechlesen“ verstanden ist. Bedenkt man, daß zu diesen Betonungsmöglichkeiten noch all die anderen kommen, die besonders durch Abwandlung der Klangfarben des Sprechens gewisse Begleitgefühle wie Freude, Zorn, Schmerz, Spott oder Bedauern ausdrücken können — man nennt sie bewegungsverflochten mit dem sprecherischen Akzent auch „Sprachmelos“ —, so kommt man zu der Einsicht, daß sich hier jeweils verschiedene Sätze finden, die nur die Folge ihrer schriftlichen Wortgerippe gemeinsam haben. Im Französischen z. B. ist das durchaus nicht so, dort wird der ganze Satz je nach dem Sinn anders gebaut.

Noch einprägsamer läßt sich die Schriftbildarmut und damit das Verhältnis von ergon und energieia folgendermaßen zeigen: Wir sehen hier auf dem Papier das Wörtchen „so“ stehen; es sagt noch gar nichts von dem, was es alles ausdrücken kann, wenn es in die lebendige Schallform umgesetzt wird, wenn es „verklanglicht“ wird. Wir hören das am deutlichsten, wenn wir das Wörtchen

als „Einwortsatz“ nehmen; je nachdem ob wir das Wörtchen „gemütlich befriedigt“, „pikiert fragend“ oder „erregt“ sprechen, bekommt es jeweils sogar eine entgegengesetzte Bedeutung¹³.

Wir sehen also: die Schrift ist nur ein unzulänglicher Versuch, die Sprache darzustellen, ebenso wie die Notenschrift in der Musik auch nur ein unzulängliches Hilfsmittel ist, das die „wirkliche“ Musik nie ersetzen kann! Es fehlt der Schrift eben fast jede Möglichkeit, Betonung, Klang, Zeitmaß usw. wiederzugeben. (Auch eine sprechnähere Druckanordnung, wie sie weiter unten in dem Beispiel gebracht ist, bleibt selbstverständlich ein Notbehelf!) Deshalb sagte W. v. Humboldt schon, die Schrift sei „eine unvollständige, mumienhafte Aufbewahrung, die es erst wieder bedarf, daß man dabei den lebendigen Vortrag zu versinnbildlichen sucht“. Und Nietzsche schrieb: „Das Verständlichste an der Sprache ist nicht das Wort selber, sondern Ton, Stärke, Modulation, Tempo, mit dem eine Reihe von Worten gesprochen wird, — kurz: die Musik hinter den Worten, die Leidenschaft hinter der Musik, die Person hinter dieser Leidenschaft: alles das also, was nicht geschrieben werden kann.“

Aus dem bisher Gesagten leitet sich als erste Grundregel für das Ausdrucks- oder Sprechlesen die Forderung her: Weg vom Schriftbild!

Bei der Rückumsetzung des Schriftbildes in die

¹³ Panconcelli-Calzia hat über den Einwortsatz „so“ eine sehr aufschlußreiche Kurventafel veröffentlicht; er hat dafür elf grundverschiedene aus Gefühls- und Denkinhalt geborene Sinnerfüllungen gefunden. Vgl. Die experimentelle Phonetik. Berlin 1924, S. 111.

Schallform — bei der „Verklanglichung“ — sprechen wir auch nicht in schriftmäßig abgeteilten Worten, sondern in „sinngelassenen Wortblöcken“, die wie aneinandergeschrieben klingen und mit dem grammatischen Aufbau des Satzes gar nichts zu tun haben. Das Auf und Ab ihrer Meloskurve fließt einzig aus dem Sinngehalt hervor. Und wenn wir aufmerksam auf die lebendige Sprache lauschen, dann merken wir, daß unsere „Satzzeichen“ in ihrer heutigen Art längst keine Vortrags- oder Phrasierungszeichen mehr sind. Drach nennt sie „ein wunderliches Gemisch von Überlieferung und Willkür, von Gelehrten-scharfsinn, Schulmethodik und Druckergewohnheit“¹⁴, weil darin sprechgemäße und „sprechfalsche“ Zeichen bunt durcheinanderwirbeln. Jedenfalls versinnbildlichen unsere Satzzeichen nur teilweise die Schallform, zum größten Teil widersprechen sie ihr. Es werden nicht alle Pausen durch Zeichen dargestellt, und wo ein Satzzeichen ist, braucht durchaus nicht immer eine Pause zu sein. Das möge an folgendem Beispiel klar werden:

Der erste Satz aus einem Grimm'schen Märchen zeigt folgendes grammatisch richtige Schriftbild:

Es war einmal ein kleines Mädchen, dem war Vater und Mutter gestorben, und es war so arm, daß es kein Kämmerchen mehr hatte, darin zu wohnen, und kein Bettchen mehr, darin zu schlafen, und endlich gar nichts mehr, als die

¹⁴ Sprecherziehung. 8. Aufl. Frankfurt 1941, S. 152. Dort ist auch Weiteres über die einzelnen Satzzeichen nachzulesen. Die jüngste Stellungnahme zum Satzzeichenproblem von Klippel befindet sich in der Zeitschrift Pandora, Ulm 1946, Heft 4, S. 15.

Kleider auf dem Leib und ein Stückchen Brot in der Hand, das ihm ein mitleidiges Herz geschenkt hatte.

So wie das Schriftbild hier abgeteilt ist durch die Satzzeichen, spricht in Wirklichkeit kein Mensch! Das Beispiel zeigt vor allem, wie verkehrt die alte Schul-Leseregeln ist: „Vor dem Komma bleibt die Stimme hoch“. In sprechnäherer Einteilung könnte das Schriftbild etwa folgendermaßen aussehen:

Es war einmal ein kleines Mädchen.
Dem war Vater und Mutter gestorben.
Und es war so arm daß es kein Kämmerchen mehr hatte darin zu wohnen.
Und kein Bettchen mehr darin zu schlafen.
Und endlich gar nichts mehr als die Kleider
auf dem Leib
und ein Stückchen Brot in der Hand das ihm
ein mitleidiges Herz geschenkt hatte.

Jede Zeile bedeutet hier einen sinngebundenen Wortblock, der ohne Rücksicht auf die Kommata „in einem Bogen“ gesprochen wird. Die Sinnträger sind hervorgehoben.

Demnach heißt die zweite Grundregel für das Ausdrucks- oder Sprechlesen: Satzzeichen sind keine Vortragszeichen!

Der Vorgang des Ausdrucks- oder Sprechlesens ist also folgendermaßen: Wir setzen die sichtbaren Buchstaben, Silben und Worte nicht schlechthin in etwas Hörbares um, sondern wir erfassen mit dem Auge den Satz als Ganzes gemäß seinem Sinn und durchdenken ihn, um ihn dann in dem unserer lebendigen Sprache wesenseigenen melodisch-

rhythmischen „Melos“ so zu lauten, daß er klingt, als ob keine Lesevorlage vorhanden wäre. Solches Lesen ist Sinnentnahme und Sinndeutung; nur so wird es dem Wesen unserer Muttersprache gerecht. Allerdings: wer den Inhalt eines Satzes nicht völlig versteht, kann ihn auch nicht ausdrucksgerecht und sprechmäßig lesen! Und Ausdruckslesen „vom Blatt“, d. h. ohne jede Vorbereitung, ist im allgemeinen unmöglich. Sprechendes Lesen verlangt schöpferische Haltung. Da es sinngestaltende, klangbedingte Leistung ist, bildet es die Denkkraft und schließt die Seele auf. Durch die dazu notwendige Übung steigert es die Sprechgewandtheit, bereichert den Wort- und Formenschatz der Muttersprache und vermehrt vom Inhalt her das allgemeine Wissen: Es ist also sprachbildend und persönlichkeitsformend in höchstem Maße.

Was in der Schallform an den Hörer herangebracht werden soll, muß selbstverständlich möglichst „sprechnah“ gehalten sein. Was für das lesende Auge geschrieben ist — wir nennen es mit Recht „papierenen Schreibtischtext“ —, ist allenfalls noch sprechmöglich, aber nicht sprechgemäß und daher verhältnismäßig schwer vorlesbar. Hier spielt die Schallform sogar in die Stilistik hinein. Das gilt besonders für Übersetzungen, bei denen man oftmals noch das Packpapier der lateinischen oder griechischen Grammatik rascheln zu hören glaubt. Ein Beispiel: Im alten Kölner Diözesan- gebetbuch ist das beliebte Gebet „Gratiam tuam, quaesumus Domine“ noch folgendermaßen übersetzt:

Wir bitten dich, o Herr, du wollest deine Gnade in unsere Herzen eingießen, damit wir, die wir durch die Botschaft des Engels die Menschwerdung Christi, deines Sohnes, erkannt haben, durch sein Leiden und Kreuz zur Herrlichkeit der Auferstehung geführt werden; durch denselben Christum unsern Herrn.

Das ist wohl grammatisch richtiges, aber Schreib-tischdeutsch, das zur sprachlichen Lautung nicht die rechte Beziehung hat. Die Neuausgabe des Gebetbuches von 1930 bringt schon folgende Fassung:

Wir bitten dich, Herr, gieße deine Gnade in unsere Herzen ein. Durch die Botschaft des Engels haben wir die Menschwerdung Christi, deines Sohnes, erkannt; führe uns durch sein Leiden und Kreuz zur glorreichen Auferstehung, durch Christus unseren Herrn.

Dieser Text ist ganz bedeutend sprechnäher als der alte.

Aus alledem ergibt sich die dritte Grundregel: Die Schallform darf nie etwas zum Inhalt Hinzukommendes werden, sie muß vielmehr dem Inhalt erst seine ganze Fülle geben. Oder anders ausgedrückt: Der Inhalt hat sich erst ganz erfüllt, wenn er die ihm innewohnende Schallform gefunden hat! Aus dieser Regel geht u. a. auch die vielfache Verschiedenheit der Schallform hervor: es ergeben sich große Unterschiede z. B. zwischen der Lautung eines lyrischen Gedichtes, einer Ballade, eines Mär-

chens, eines Gebetes, einer Evangelienlesung, einer Bekanntmachung usw.

Es ist durchaus nicht zu kühn, wenn Christians über das unserer Muttersprache wesensgemäße Lesen kurz und bündig zusammenfassend sagt. „Die Kunst des Lesens besteht darin, — nicht zu lesen!“¹⁵.

b) Der „tonus rectus“

Die vorstehenden Erörterungen dürften schon erwiesen haben, daß der mancherorts so viel gepriesene und geübte „tonus rectus“ nach der neuzeitlichen Leselehre keine Daseinsberechtigung hat. Ohne hier auf seine Entstehungsgeschichte näher eingehen zu können, wollen wir nur feststellen, daß er ein Abkömmling des früher nach den synthetischen Lesemethoden gelehrt „Artikulationslesens“ ist, verschwistert mit einer falsch verstandenen liturgischen Objektivierungssucht, und geduldet aus einem Verkennen oder Überhauptnichtkennen lebensvolltätiger Sprachschau. Es ist ein Verstoß gegen die einfachsten Gesetze der Schallform als Sprechform!

Wir haben oben gezeigt, daß unsere deutsche Sprache gattungsgemäß eine Sinn-Betonungssprache ist, zu deren Wesen das Auf und Ab ihrer Meloskurve gehört. Wenn wir den Satz „Das Buch gehört mir“ nun gradlinig auf einem Tone sprechen, und zwar mit dem Erfolg, daß der eigentliche Sinn des Satzes überhaupt nicht erkennbar ist. So töten

¹⁵ Sinngestaltendes Lesen. Darmstadt 1934, S. 10.

wir das Leben der Sprache, anstatt den im Schriftbild eingeschlossenen jeweiligen Inhalt in der Schallform wieder lebendig werden zu lassen.

Und gerade die liturgische Bildungsaufgabe besteht doch allgemein darin, das in der Form geborgene und behütete Leben wieder zu entbinden, die Form wieder flüssig zu machen und in Lebendigkeit zurückzuverwandeln¹⁶. Es ist also ein großer Irrtum, wenn man glaubt, die Heiligkeit eines Textes durch gleichmäßiges „Aufsagen“ ausdrücken zu können, und wenn man jede natürliche, sinn-gemäße Ausdrucksverlebendigung als ungebührliche persönliche Zutat ablehnt. Unsere Liturgie verfälscht oder verbiegt ja sonst nie das Wesen der Dinge, die sie in Gebrauch nimmt (Wein, Wasser, Brot, Öl, Linnen usw.), — warum soll es mit dem geistnächsten aller liturgischen Mittel, mit der gesprochenen Sprache geschehen? Der tonus rectus ist der Natur unserer Sprache entgegen! Stumpf, der uns ein umfassendes wissenschaftliches Werk über die Sprachlaute geschenkt hat, sagt, der genannte tonus wirke „gerade darum so unschön, weil er sich den festen Intervallen der Musik nähert und dadurch den Vorzug der Sprache aufgibt, ohne den der Musik erreicht zu haben“¹⁷. Ein solches Bastard-Erzeugnis muß durch die Verkümmerng des Sprachmelos zur bloßen, unlebendigen Formel führen! Unser Gottesdienst flieht niemals das Leben, warum soll er das Leben der deutschen Sprache fliehen? Gewiß, wo Natur und Übernatur sich gegenseitig berüh-

¹⁶ Vgl. Bopp in der Zeitschrift *Begegnung*. 1946, Heft 2, S. 7.

¹⁷ Vgl. Gutzmann, *Physiologie der Stimme und Sprache*. Braunschweig 1928, 2. Aufl., S. 219.

ren, da kann leicht Unnatur entstehen. (Wir erinnern hier daran, daß wir diesem Gedanken in ähnlichem Zusammenhang oben am Ende des Abschnittes I auf Seite 13 schon begegnet sind.) Es gibt also auch „Devotionalienkitsch“ in der Sprechform.) Gerade im Hinblick auf unsere Jugend müssen wir alles peinlich vermeiden, was den Gedanken an etwas Unnatürliches, Unlebendiges aufkommen läßt. Wieder ist es Guardini, der sagt: „Jugend geht immer dort hin, wo Leben ist, und sie geht todsicher dort weg, wo kein Leben ist! Das gilt auch im Bereich des Religiösen, des Gottesdienstlebens. Und das gilt heute erst recht. Das ist einfach das Gesetz des jungen Lebens.“¹⁸ Wenn die Liebhaber des tonus rectus seine Wirkung auf die Puls- und Atemkurven der Hörer einmal an Geräten ablesen könnten, wie sie z. B. im rundfunkwissenschaftlichen Institut der Universität Freiburg von dem leider zu früh verstorbenen Prof. Dr. Roedemeyer benutzt wurden, dann würden sie schnell ihres Irrtums überführt sein! Sicher handelt es sich in der Liturgie um einen objektiven vom Wesen her bestimmten Ausdruck der Mysterien des übernatürlichen Lebens. Aber diese Objektivität darf nicht mißverstanden werden. Deshalb schrieb der Benediktinerabt Herwegen: „Das Objektive muß dadurch subjektiv und persönlich werden, daß wir unserem Geist und Gemüt seinen Tiefengehalt vermitteln, ihn uns wirklich zu eigen machen. Die liturgische Gemeinschaft besteht ferner nicht aus möglichst unper-

¹⁸ Vgl. Borgmann: Volksliturgie mit Seelsorge. Colmar 1942, S. 154.

sönlichen Individuen, sondern aus vollen, ganzen Persönlichkeiten, die aber bereit sind, das Leben der Gemeinschaft mitzuerleben.“¹⁹ Das stimmt dem Sinne nach ganz mit der oben angeführten dritten Grundregel überein: Der Inhalt hat sicher erst ganz erfüllt, wenn er die ihm innewohnende Schallform gefunden hat. Und die Sprecherziehung lehrt ausdrücklich und unbestritten, daß es eine „objektive Schallform“ logischerweise überhaupt nicht gebe, und daß jede Nachgestaltung eines Textes, jedes laute Lesen oder Sprechen nur eine subjektive Schallform haben könne!²⁰ Der vermeintlich „objektive Kirchenton“ macht nur zu oft den Eindruck mangelnder Erlebnisfähigkeit oder gar der Unwahrhaftigkeit. Geißler sagt sehr richtig: „Wie kann einer von Gottes weltstürzendem Auftrag erfüllt sein, wenn er ihn nur talarhaft herunterlesen kann. —“²¹

(Daß nichts so sicher das „rhetorische Gehör“ verbildet wie der tonus rectus, und daß er dadurch zwangsläufig zur Unnatur des Kanzeltones führt, von dem Bischof Keppler einmal sagte, er würdige die menschliche Stimme zur Drehorgel herab, — das sei hier nur am Rande vermerkt!)

In diesem Zusammenhang möchten wir auch nicht unerwähnt lassen, daß u. E. das sogenannte „unandächtige“ Beten (gemeint ist unaufmerksames, gedankenloses Beten) durch nichts so sehr erleichtert wird, als gerade durch den tonus rectus! Wenn in einer Schallform gebetet wird, die nach

¹⁹ Johner: Große Choralschule. Regensburg 1937, S. 254.

²⁰ Esser: Deutsche Sprecherziehung. Bonn 1939, S. 108.

²¹ Erziehung zur Hochsprache. Halle 1934, Bd. 2, S. 383.

sprecherzieherischer Regel dem Inhalt erst seine ganze Fülle gibt, dann ist unandächtiges Beten geradezu unmöglich; denn die wahrhaft lebenerfüllte Schallform schließt unausgesetzte Hingabe an den Inhalt zwingend in sich!

Übrigens dürfte die Generalrubrik 16 Abs. 2 des römischen Meßbuches den tonus rectus sogar für die laut zu sprechenden Gebete in der lateinischen Sprache ausschließen. Die Stelle enthält, für jeden Fachmann unübersehbar, alle Kennzeichen für die Forderung einer lebendigen Sprachbehandlung. Jedenfalls verlangt sie sinnentsprechende Lautung („apposite“), und es gäbe das durchweg leider übliche „Herunterwalzen“ der heiligen Texte nicht, wenn diese Vorschrift wirklich beachtet würde!

Ganz und gar abwegig ist es, den tonus rectus unter Hinweis auf den Psallerton des klösterlichen Chorgebetes rechtfertigen zu wollen. Das heißt nichts anderes, als zwei wesensverschiedene Ausdrucksmittel, nämlich Singen und Sprechen miteinander zu verwechseln: Der Psallerton ist seiner Natur nach ein Singen (Unisonus) und kein Sprechen, also ein musikalisches Ausdrucksmittel!²² In seiner gradlinigen (fluktuierenden) Melodie herrschen durchaus feste Tonverhältnisse, die den Vokal zum auf gleicher Höhe schwebenden Tonträger machen. Dem steht beim Sprechen die auf- und abgleitende Meloskurve als Wesensbestandteil eines naturhaften Ausdrucksmittels scharf gegenüber. Also: Singen und Sprechen müssen immer

²² Vgl. Johner: Große Choralschule. Regensburg 1937, S. 70.

auseinandergehalten werden. Deshalb kennzeichnen wir oben den tonus rectus als einen Verstoß gegen die Gesetze der Schallform als Sprechform!

Nun könnte man sagen: Ja, das ist alles schön und gut, aber für das Gemeinschaftsgebiet ist der tonus rectus unerlässlich! — Es soll nicht verkannt werden, daß bei gemeinschaftlichem Beten — solange die Früchte der neuzeitlichen Sprecherziehung noch nicht voll ausgereift sind — gewisse hemmungsbedingte Schwierigkeiten entstehen können. Denn das gesprochene Wort ist und bleibt höchstpersönlich und in erster Linie Ausdrucksmittel des Einzelmenschen, selbst wenn es dichterisch stilisiert wird! Die eigentliche „Schallform der Masse“ ist das Gemeinschaftslied, und darin wird der Ausdruck des Gemeinschaftserlebens immer am besten und leichtesten gelingen. Das Schicksal der vielumstrittenen „Sprechchorbewegung“ zeigt eindeutig die Richtigkeit dieser Erwägungen²³. Jedenfalls haben wir von Geistlichen, die ein gutes Gespür für diese Dinge hatten, oftmals erfahren, daß die Gottesdienstgestaltung bedeutend leichter und eindrucksstärker gelingt, wenn das gemeinsame Lesen längerer Gebetstexte zugunsten der Pflege gemeinschaftlichen Singens möglichst eingeschränkt wird.²⁴

²³ Vgl. Roedemeyer: Vom Wesen des Sprechchors. 2. Aufl. Kassel 1939.

²⁴ Wir möchten nicht versäumen, hier auf den Aufsatz von Peter Klein hinzuweisen: „Vom Hören“ in der Zeitschrift: „Die Kirchenmusik“, Düsseldorf 1942, Heft 7/8, der die sehr interessante Frage anschnidet, ob wir uns denn nicht schon viel zu viel daran gewöhnt hätten, als wertvoll und verdienstlich nur dasjenige „Tun“ zu betrachten, bei dem wir „persönlich beschäftigt“ sind, also beim Gottesdienst

— Wie dem auch sei: keinesfalls darf man, auch wenn gemeinschaftlich gebetet wird, unserer Sprache die ihr wesenseigene Meloskurve rauben! Gewiß muß bei gemeinschaftlichem Beten eine allgemeine Ausrichtung stattfinden; aber diese liegt hauptsächlich im gemeinsam empfundenen Rhythmus bei naturgemäßem, sinngebundenem Gemeinschaftsmelos, — und nicht in einer gemeinsamen flächenhaften Eintönigkeit und in gemeinschaftlicher Ausdrucksverkümmern. Den Ausdruck des Gemeinschaftserlebens durch einförmige „Mumifizierung“ der Sprache herbeiführen zu wollen, ist — im Lichte der Sprachpsychologie gesehen — ein barer Unsinn. Und wenn man neuerdings hier und da die „Gefahr des Unlebendigen“ zu erken-

nur das von uns selbst vollzogene Beten und Singen. Er beklagt, daß wir das „Horchen auf Gottes Wort“ fast verlernt hätten; es sei nicht das Ideal, wenn das Volk ständig und bei allen Teilen des Gottesdienstes mitsinge und mitbete. „Lernen wir wieder hören, und lernen wir es, das Hören zu einem Gottesdienst zu gestalten.“ — Er nennt die Rück- Erziehung zum Hören, zum hörenden „Genießen“ des Gottesdienstes ein seelsorgliches Anliegen erster Ordnung, welches allerdings zur unerläßlichen Voraussetzung habe, daß jeder im Gottesdienst gesungene oder gesprochene hl. Text so dargeboten werde, daß er die Hörer wirklich erhebe! — Diese Gedanken sind nicht von der Hand zu weisen und lassen sich auch aus der oben herangezogenen General- rubrik 16 Abs. 2 des röm. Meßbuches durchaus rechtfertigen! Kein Geringerer als Guardini hat sehr fein darauf aufmerksam gemacht, daß Christus nicht gesagt habe „wer Augen hat zu lesen, der lese“, sondern „wer Ohren hat zu hören, der höre“. Damit will er keineswegs das Lesen entwerthen; er schreibt: „... an seiner Stelle ist es gut und notwendig. Es soll aber nicht das verdrängen, was noch schöner, noch besser, noch notwendiger ist, nämlich das Hören, von welchem Paulus sagt, aus ihm komme der Glaube.“ Vgl. Besinnung vor der Feier der hl. Messe. Mainz 1939, S. 31. Wichtig zu unserer Frage ist, daß Papst Pius XII. in seiner Liturgie-Enzyklika „Mediator Dei“ vom 20. 11. 1947 als Norm aufstellt, daß das Volk entweder in kurzen Aklamationen die Antworten des Ministranten übernimmt, oder aber singt!

nen begonnen hat und sie dadurch zu überwinden sucht, daß man „dynamisch, d. h. zwar auf gleicher Tonhöhe, aber unter Betonung des Sinntonträgers“ (also crescendo und decrescendo) sprechen läßt, so ist das eine in der Halbheit steckenbleibende Verlegenheitslösung. Auch ein solches Sprechen ist unnatürlich und geht am Wesentlichen der Sprache vorbei, ohne die im Flächigen liegende „Gefahr des Unlebendigen“ wirklich bannen zu können. Über fehlende Wesensbestandteile kann man nicht auf dem Kompromißwege hinwegtäuschen!

Manchmal versteigen die Verfechter des tonus rectus sich sogar ins Stimmtechnische und suchen ihn von hier aus zu rechtfertigen. — Das ist nun wahrhaftig grotesk! Was man in dieser Hinsicht oft zu hören bekommt, ist so weit abwegig, daß es nicht möglich ist, auf gedrängtem Raum sich damit auseinanderzusetzen. Wir müssen uns hier auf folgende kurze Feststellung beschränken: Alle Stimmfachärzte, Stimmbildner und Sprecherzieher (besonders die, die mit Geistlichen zu tun haben) sind sich heute darüber einig, daß der tonus rectus eine ganz eigenartige Häufung von stimmtechnischen und ausdrucksmäßigen Schäden darstellt. Es ist wirklich so, wie Weller sagt, „daß ein ganz großer Teil unserer Arbeit zuerst nur darauf gerichtet sein kann, die stimmtechnischen und vortragsmäßigen Verheerungen wieder zu heilen, die der tonus rectus im Sprachausdruck der Herren angerichtet hat“²⁵. Die jüngste Darstellung der Stimmschädlichkeiten des tonus rectus fanden wir

²⁵ Vgl. Zeitschrift Kirche und Kanzel. 1931, S. 229.

bei dem bekannten französischen Laryngologen Tarneaud; er kommt zu dem bezeichnenden Schlußsatz: „Es gibt gegen die Wirkungen des tonus rectus offensichtlich nur das eine Heilmittel, sich seiner zu enthalten.“²⁶ Und wenn dieser führende Fachgelehrte das schon in bezug auf das Französische sagt, wieviel mehr muß es dann für unsere deutsche Sprache gelten!

Es ist gewiß kein Zufall, daß es neben den Fachleuten auch nie an hervorragenden Geistlichen gefehlt hat, die sich — man möchte sagen auf Grund ihrer gefühlsmäßigen Hellhörigkeit — gegen den tonus rectus gewehrt haben. Nur einige Prälaten wollen wir hier wörtlich anführen. Schrörs schrieb schon 1923 über das Vorbeten: „Für die gedanklich richtige Modulation von Wörtern und Satzabschnitten gelten keine anderen Gesetze als die allgemeinen für jede mündliche Rede und ihre Befolgung ist eine Selbstverständlichkeit.“²⁷ Pascher lehrte 1940 über das Bittgebet: „Der tonus rectus ist der äußere Eindruck der Gebetsverrichtung im unangenehmen Sinne und wirkt dementsprechend in der logischen Richtung auf die Verwirklichung hin.“²⁸ Und es bedeutete einen sehr erfreulichen Schritt vorwärts, als der Erzbischof von Köln, Kardinal Frings, in seinem oberhirtlichen Erlaß vom 10. 1. 1944 über die Feier der Gemeinschaftsmesse sagte: „Zur Gestaltung der Gemeinschaftsmesse bedarf es nicht des sogenannten tonus rectus. Er ist für viele Erwachsene ein Hindernis, sich der Ge-

²⁶ *Traité pratique de phonologie et de phoniatrie.* Paris 1941, S. 175.

²⁷ *Kölner Seelsorgsblätter.* 1923, H. 4, S. 88.

²⁸ *Inwendiges Leben in der Werkgefahr.* München 1940, S. 40.

meinschaftsmesse zuzuwenden, und er wird von den Erkenntnissen der gegenwärtigen Sprachtechnik abgelehnt. Darum belastet man die Gemeinschaftsmesse nicht mit dem Zwang zum *tonus rectus*. Auf jeden Fall erfordert das Sprechen der Gemeinde sorgfältige Übung und Pflege.“²⁹ Das ist u. W. die erste oberhirtliche Stellungnahme gegen den *tonus rectus*.

c) *Was ist nun zu tun?*

Wenn wir zu einem besseren Sprechen in unseren Gottesdiensten gelangen wollen, dann bedarf es grundsätzlich engster Zusammenarbeit zwischen praktischer Theologie und Sprechkunde. Dazu haben führende Fachleute wie Geißler, Drach, Weller, Dovifat u. a. vor langer Zeit schon eindringlich aufgerufen. Es ist hier nicht der Ort zu untersuchen, woran es gelegen hat, daß ihre Rufe, insbesondere bei den liturgisch Interessierten, — deren große Verdienste in keiner Weise geschmälert werden sollen —, so wenig oder gar keinen Anklang gefunden haben; jedenfalls ist für diese Dinge in gewissen Kreisen eine eigenartige Taubheit festzustellen, die nicht gerade ermutigend wirkt. Aber dennoch müssen die Schwierigkeiten in der heutigen Wiederaufbauzeit erneut angegriffen werden. Der unserer gelauteten Sprache wesensfremde, lähmende *tonus rectus* muß beseitigt werden, und das geht nur auf dem gleichen Wege, auf dem er an die Gemeinden herangebracht worden ist: über den Nachwuchs! Wenn Sprecherziehung

²⁹ Kirchlicher Anzeiger für die Erzdiözese Köln. 1944, S. 37.

Allgemeingut geworden ist, ist das Ganze kein Problem mehr. Solange aber die Schulen, besonders die höheren Schulen, noch nicht einheitlich danach ausgerichtet werden können, und folglich unser Priesternachwuchs noch nicht aus Abiturienten besteht, die das Fach Sprecherziehung auf dem Gymnasium vollgültig durchgemacht haben, muß diese Lücke durch Einbau der Sprecherziehung in den Studienplan der Priesterseminare überbrückt werden. Außerdem müssen die Jugendämter sich der Übung und Pflege richtigen gottesdienstlichen Sprechens annehmen. Die Jugendseelsorger und ihre Laienhelfer werden zu diesem Zweck am besten in besonderen Tagungen zusammengezogen, wo sie von fachlich geschulten Sprecherziehern in die Grundsätze der neuen Leselehre theoretisch und praktisch soweit eingeführt werden, daß sie in ihren Bereichen dann selbständig weiterarbeiten können.

Wie ist nun die vom H. Herrn Kardinal in oben genanntem Erlaß mit Recht geforderte „sorgfältige Übung und Pflege“ des Sprechens praktisch zu bewerkstelligen?

Vorab muß man alle Beteiligten von der Unnatur und der Verkehrtheit des Hergebrachten überzeugen und ihnen zeigen, daß gerade ein „heiliger Text“ überhaupt nicht recht „empfangen“ werden kann, wenn er nicht zum lebendigen Laut gestaltet wird. Man kann nicht oft genug darauf hinweisen, daß die heiligen Texte, vor allem die Evangelien, nicht auf dem Papier allein (als ergon) ihr Genüge finden. Bei ihrer Abfassung wurde mehr auf das Ohr als auf das Auge Rücksicht ge-

nommen: sie sind für lautes Lesen geschrieben (schon die hebräische Bezeichnung für lesen bedeutet: ausrufen!), deshalb entfalten sie erst im lauten Lesen ihre ganze Kraft. In diesem Sinne schrieb erst neuerdings Melzer: „Die Hl. Schrift überhaupt nicht lesen ist ein Zeichen geistlichen Abfalls, sie nur leise lesen ein Zeichen des kulturellen Verfalls und geistiger Erkrankung. Und hat nicht eins das andere zur Folge? —“³⁰ Es ist kein Zufall, daß Christus selbst sich ausschließlich des gelaute ten Wortes, also der Schallform der Sprache bediente — und niemals des Schriftbildes —, um seine Lehre an die Menschen heranzubringen!³¹ Unsere gesamte Kultur hat sich durch die „Verschriftung“ der Sprache von einer Kultur des gesprochenen Wortes zu einer Kultur des Gedruckten entwickelt. Heute dagegen beginnt sich der Schwerpunkt wieder vom Auge auf das Ohr zu verlegen. Auch hier müssen wir schon im Hinblick auf die Großmacht Rundfunk die Zeichen der Zeit erkennen. Für solche Erwägungen und die daraus zu ziehenden Folgerungen müssen wir gerade unserer Jugend das nötige Verständnis vermitteln. Das ist — besonders unter Zuhilfenahme eines Schallaufnahmegerätes — gar nicht so schwer wie es anfänglich scheinen mag.

Man darf sich nur nicht der Täuschung hingeben, daß die Gewöhnung an eine ausdrucksvolle Formung bisher mumifiziert gelaute ter Texte wie ein Blitz in die Beteiligten hineinfahre. Wie oft waren gerade „liturgisch“ aufgezogene Veranstal-

³⁰ Unsere Sprache im Lichte der Christusoffenbarung. Tübingen 1946, S. 82.

³¹ Vgl. hierzu Longhaye: Die Predigt, Mainz 1935, S. 39.

tungen wahre Prachtbeispiele klanglicher Verkümmernng und Verkrampfung. Wir haben gelegentlich Vorschriften für Jugendfeierstunden gesehen, die geradewegs zu stimmphysiologischer und sprachpsychologischer Unnatur zwangen. Wenn man etwas Liebe und Geduld aufbringt und die gleiche Zeit und Mühe verwendet, die ehemals zum Einpauken des tonus rectus angewandt wurde, dann kommt man sicher zum Ziel.

Zuerst muß der Text von jedem Beteiligten für sich stumm gelesen werden. Dann wird er in lebendigem Ausdruckston laut vorgelesen, inhaltlich in allen Einzelheiten genau erklärt und nochmals vorgelesen unter besonderem Deutlichmachen der Wortblockeinteilung und der Regel, daß Satzzeichen keine Vortragszeichen sind. Gleichzeitig werden vom Satzganzen her Sinntonträger und Betonungsgipfel festgestellt und erläutert. Dabei ist zu beachten und zu zeigen, daß es keine „objektivrichtige Schablone“ geben kann, d. h. daß es eine gewisse Richtigkeitsbreite gibt, in der man einen Text so oder so betonen kann.

Wenn es sich um Gemeinschaftslautungen handelt, muß von dem verantwortlichen Leiter allerdings eine einheitliche Betonung und Wortblockeinteilung festgesetzt werden, die dann zweckmäßig in die Texte eingetragen wird. Leider sind die Textenteilungen, wie sie in den gebräuchlichen Vorlagen zu sehen sind, vielfach rein willkürlich und deshalb „sprechfalsch“ angebracht.

Das Üben der Gemeinschaftslautung beginnt unter fortwährendem Mitsprechen des Leiters, vielleicht zuerst in kleineren Gruppen,

denen die Übrigen zuhören. Die natürliche Schallform für vorher erklärte Texte geht unverbogenen Menschen über das Gehör durchweg leicht und richtig ein. Jeder Sprecher muß dabei in seiner natürlichen Sprechtonlage (Indifferenzlage³²) bleiben, nur nicht höher werden und in den gleichen Tonschritten (Intervallen) lauten, wie er sonst Hochdeutsch zu sprechen pflegt, also in natürlichem, sinngebundenen Ausdrucks- oder Sprechlesen. Diese Forderung ist unerlässlich. Die aus dem alten Artikulationslesen noch vorhandenen Hemmungen, welche sich in unnatürlich kleinen und immer wiederkehrenden Intervallen zeigen, müssen überwunden werden! Wenn so wirklich sinngemäß von allen in der naturgegebenen Indifferenzlage gesprochen wird, kommt es auf eine gemeinsame Tonhöhe gar nicht an! Erst recht braucht man die Stimmen nicht nach einer Klangfarbe auszuwählen. Auch Frauen und Kinder fügen sich in das naturgemäße Gemeinschaftsmelos wie von selbst ein, ihre Indifferenzlage liegt nur genau um eine Oktav höher als die der Männer. Die Vielheit der Stimmen, nicht als musikalischer Einklang, sondern körperlich und sprachlich durch Zucht und Rhythmus gebunden, seelisch aber frei und wie jeder für sich und dadurch erst wahrhaft geistig, also in Erlebnis und Wirkung vereint, ergibt innerhalb der Indifferenzbezirke ein vollklingendes, resonanzreiches Gemeinschaftsmelos. Jeder

³² Das ist jener Tonbezirk, der bei geringstem Kraftaufwand der Kehlkopfmuskulatur und bei geringstem Energieaufwand erzeugt wird, etwa in der Breite von $A = 109$ Hz bis $e = 163$ Hz, bei Frauen und Kindern 1 Oktave höher.

einzelne muß nur daran denken, daß beten heißt, mit Gott reden, und daß er demgemäß den lieben Gott wirklich so anredet, wie er einem irdischen Großen seine Bitten vorzutragen pflegt. Dabei wird er ja auch niemals mundfaul etwas in den Bart brummeln, sondern klar und deutlich reden, — sonst entsteht nichts anderes als ein allgemeines schläfriges Gemurmel, das für das Gemeinschaftsgebet ebenso unwürdig ist wie der mumifizierte tonus rectus. Jeder einzelne muß nur ganz und gar bei der Sache sein, er muß etwas „auf dem Herzen haben“ und wirklich das denken und empfinden, was er im Augenblick sagt, dann wird seine Lautung wahr, ohne jede Übertreibung, und er kommt weder in ein falsches, leeres Pathos noch in eine schlampige Lässigkeit. Denn jede unnatürliche Überbewertung oder Unterbewertung der Schallform entblutet und entleert!

Ausschlaggebend für das Gelingen der Gemeinschaftslautung ist letztlich, daß in gemeinsam empfundenen Rhythmus gesprochen wird, daß also nicht der eine schneller, der andere langsamer spricht! Jeder muß während des Sprechens zunächst auf den Leiter, später auf die anderen hören und mit ihnen Fühlung behalten. Ja, das Hörenlernen ist anfangs nicht leicht und eine Sache der Übung wie ja auch die Gewöhnung an das gebundene und zugleich freie Gemeinschaftsmelos nur Schritt für Schritt erarbeitet werden kann. Ohne Übung und dauernde Pflege ist gute Gemeinschaftslautung unmöglich! Auch „gekonnte“ Texte müssen von Zeit zu Zeit wieder „aufgearbeitet“ werden, wenn

sie höheren Ansprüchen genügen sollen. Das gilt nicht nur von der stimmlichen, sondern auch von jeder anderen Art der Ausdrucksgestaltung schlechthin!

Wir weisen abschließend nochmals darauf hin, daß die vorstehenden Anweisungen nur skizzenhafte Richtlinien für die den jeweiligen Verhältnissen anzupassende Arbeit sein wollen, keinesfalls mehr! Vieles, was noch gesagt und gezeigt werden muß, weicht dem niedergeschriebenen Wort aus. Man kann die Schallform nicht durch das Schriftbild allein lehren; die lebendige Unterweisung vom Mund zum Ohr muß hinzukommen. Grundvoraussetzung ist und bleibt dabei, daß alle Beteiligten ernstlich „wollen“; solange sie nur „möchten“, werden die Wünsche Träume bleiben!

In meinem Verlag sind erschienen

Fritz Schweinsberg
STIMMLICHE AUSDRUCKSGESTALTUNG
IM DIENSTE DER KIRCHE
522 Seiten, geb. DM 12.—

Hans Wirtz
FREUDE AN GOTT
Von den ersten und letzten Dingen des Lebens
2 Aufl. 412 Seiten, geb. DM 7.80

Heinrich Suso Braun, O.F.M. Cap.
DER NAMENLOSE GOTT
Geläuterte Gotteserkenntnis
3. Aufl. 241 Seiten, geb. DM 5.50

In Kürze erscheinen
Werkhefte für Sprecherziehung
Band 1
Fritz Schweinsberg
VORLESEN, VORTRAGEN UND ERZÄHLEN

Philologica sacra
Band 1
Wilhelm Stapelmann
DER HYMNUS ANGELICUS
Geschichte und Erklärung des Gloria

F. H. KERLE VERLAG · HEIDELBERG

DIE NEUE ORDNUNG

2-Monats-Zeitschrift für Religion, Kultur und
Gesellschaft

Herausgegeben von der Albertus-Magnus-Aka-
demie der Dominikaner in Walberberg, Bez. Köln.

Schriftleiter: P. Dr. EBERHARD WELTY O. P.

Die Zeitschrift weist drei charakteristische
Merkmale auf:

1. Die innere Ausrichtung: Entscheidend für sie ist, daß alles, was der Betrachtung unterstellt wird, vom Grundsätzlichen her gesehen und behandelt wird. Dadurch werden Einblicke eröffnet, Zielsetzungen aufgedeckt und Richtlinien dargetan, die nicht nur zufällig geschichtliche, sondern wesentlich übergeschichtliche Bedeutung und Bewandnis haben.
2. Den Mut zur Ausführlichkeit. Sie traut damit sowohl den Mitarbeitern wie den Lesern etwas zu, weil sie glaubt, daß die Menschen von heute es verlangen können und erwarten müssen, in umfassender Weise an die Sache und die Grundsätze, die es zu vertreten gilt, herangeführt zu werden.
3. Die unbedingte Vertretung der sozialen Gerechtigkeit und die damit notwendig verbundene Hinwendung zur christlich-sozialen Tat, wie sie programmatisch durch den Begriff und das Wort „Christlicher Sozialismus“ zum Ausdruck kommen.

Bestellungen durch den Buchhandel.

F. H. KERLE VERLAG HEIDELBERG